

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

13. (10. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

13. (10. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 15. Oktober 1910,

Wanderfahrt nach Schloss Friedrichsfelde bei Berlin

unter Leitung des I. Vorsitzenden, Herrn Geheimrat E. Friedel.

Auf dem Wege vom Bahnhof zum Schloßpark kamen wir an der Stelle vorüber, wo Napoleon am 28. Oktober 1806 die Parade über die Truppen des Marschalls Davoust auf dem „Oberfelde“ abgenommen hatte um sie für die bei Jena bewiesene Tapferkeit zu ehren. Das ehemalige Paradenfeld liegt gegenüber dem Hause Berliner Straße 15. Die Bepflanzung dieser Straße mit mehreren Baumreihen hat zur Bildung der Volkssage Veranlassung gegeben, die Berliner Schlächterinnung habe einst die Bäume zur Strafe für irgend ein Vergehen pflanzen müssen. An der 1890 neu erbauten Kirche begrüßte Superintendent Klügel als Vertreter des am Erscheinen verhinderten Landrats v. Treskow die Gäste und führte sie zunächst in den noch von Benjamin Raule, dem Begründer der brandenburgischen Marine, um 1690 angelegten herrlichen Park. Schöne alte Bäume umgeben weite Rasenflächen, und mit den landschaftlichen Reizen verknüpfen sich bedeutsame geschichtliche Erinnerungen. Schnurgerade Wege, eingefast von hohen Linden, bezeugen den Geschmack der Zeit der ersten Anlage, eines Werkes holländischer Gartenkünstler. Wie im Park von Sanssouci bemerkt man jedoch auch an einigen Stellen den Einfluß der durch Pückler und Lenné bei uns eingeführten englischen Park- und Gartenkunst. Nur der westliche Teil des Parkes darf sonst ohne besondere Erlaubnis betreten werden; doch hat hier der Schloßherr auf einem zu dem Zwecke angekauften Grundstück, der ehemaligen Dorf hutung, einen großen Spielplatz angelegt, der von Berliner Sonntagsausflüglern viel benutzt wird, was an jedem Montagmorgen das „Stullenpapier“, die „Visitenkarte des Berliners“, bezeugt. Zu beiden Seiten des einfachen Schlosses stand bis 1888 ein „Kavalierhaus“, deren eines als Komödienhaus diente und dazwischen ein Teehäuschen; auch war früher südlich vom Schlosse wie in Rheinsberg ein Naturtheater vorhanden, von dem jedoch kaum noch Spuren übrig geblieben sind. Zahlreiche Sandsteinfiguren, griechische Götter und Helden darstellend, finden sich hier und da im Park; im südwestlichen Teile liegt das Erbbegräbnis der Familie v. Treskow. Eine Volkssage berichtet: Kaiser Friedrich habe das Gut kaufen wollen, jedoch die Bedingung gestellt, das Erbbegräbnis müsse entfernt werden; daran sei der Verkauf gescheitert. Eine merkwürdige Verkennung des pietätvollen Sinnes Kaiser Friedrichs! Am Haupteingang zum Parke steht noch ein altes Wacht haus, das um 1770 von Invaliden aus dem Regiment des Prinzen Ferdinand bewohnt wurde, die hier zuweilen, wenn hoher Besuch eintraf, Wacht-

dienste taten. Das Schloß enthält reiche Schätze an Gemälden und andern Kunstwerken, zum Beispiel mehrere wertvolle chinesische Vasen aus dem 17. Jahrhundert. Von den von Schinkel herrührenden Ölgemälden stellen drei das polnische Schloß Owinsk dar, das der letzte Polenkönig dem Urgroßvater des Besitzers von Friedrichsfelde schenkte, ein anderes den Königssee am Watzmann. In der Bibliothek hängt das Bild des Prinzen Ferdinand, des Vaters Prinz Louis Ferdinands, der hier am 18. November 1772 geboren und am 22. November von seinem Oheim Friedrich dem Großen über die Taufe gehalten wurde. Da die Ehe des Königs und die seines Bruders Heinrich kinderlos waren, bedeutete die Geburt eines Prinzen ein Ereignis, weil der Fortbestand des Hohenzollerngeschlechtes in Frage stand. Auch Prinz August, der Bruder des Saalfelders, ist, wie eine von seiner Tochter gestiftete Gedächtnistafel besagt, im Friedrichsfelder Schlosse geboren. Es war dies der Prinz August, der 1806 bei Prenzlau in die französische Gefangenschaft geriet und sich später um die Ausbildung der preußischen Artillerie große Verdienste erwarb. In demselben Zimmer hängen ferner ältere Darstellungen des jetzigen Schlosses und ein Bild des Rauleschen Lustschlosses, das an derselben Stelle stand. Es trägt die Unterschrift „Friedrichsfelde“. Da Friedrichsfelde vor 1700 Rosenfelde hieß, das jetzige Schloß aber 1719 erbaut wurde, stammt das Bild vermutlich aus der Zeit von 1700—1719. Zahlreiche Familienbildnisse schmücken die Wände; ferner ist ein Bild der Königin Luise zu erwähnen, das die Königin einst dem Generaladjutanten v. Haeseler geschenkt hatte, aus dessen Besitz es in den der verwandten Familie v. Treskow durch Erbschaft gelangt ist.

Im Schloßrestaurant sprach Lehrer Krüger über die Geschichte des Ortes, die er in vier Abschnitte teilte: in die markgräfliche Zeit (bis 1319), die städtische (1319—1690), die landesherrliche und prinzliche (1690—1816) und in die wirtschaftliche (seit 1816). Die Gründung des Ortes erfolgte zur Zeit Johanns I und Ottos III; in einer Urkunde vom 2. April 1265, worin Bischof Heinrich von Brandenburg den Nonnen in Spandau die Zugehörigkeit der Lankwitzer Pfarre bestätigt, wird nebenher ein Pfarrer Ludwig in Rosenfelde genannt. Rosenfelde selbst betrifft eine Urkunde vom 24. Mai 1288, worin Otto III die Grenze gegen Berlin durch eine „Markscheide“ von Lichtenberg über Rosenfelde bis zum Stralauer Damm festlegte. Die Dorfflur umfaßte damals 104 Hufen zu $66\frac{2}{3}$ kl. Morgen, also rund 7000 Morgen. Damit nimmt Friedrichsfelde unter allen Vororten die zweite Stelle ein — es wird nur noch von Charlottenburg übertroffen — ist also sehr wohl in der Lage, sich zur Großstadt zu entwickeln. 1307 erhielten die Spandauer Nonnen 22 Hufen in Friedrichsfelde; den Rest (82 H.) verlieh Markgraf Waldemar im letzten Jahre seiner Regierung den Städten Berlin und Köln gegen 500 Pfund brand. Pfennige. 14 Bauern und 26 Kossäten waren damals hier ansässig; als

Gutsherrschaft finden wir die altberlinische Familie Ryke (Reiche); Bürgermeister Berndt Ryke, der $36\frac{1}{2}$ Hufen besaß, wurde 1448 nach der Niederwerfung des Berliner Aufstandes durch Friedrich den Eisernen verbannt und sein Besitz ging in die Hände seines Vetters Henning Ryke über, der 1451 starb, Friedrichsfelde muß dann wohl, an den Landesherrn zurückgefallen sein; denn 1518 belehnte dieser zwei Gebrüder Ryke dort mit einer Anzahl Hufen und 1559 den Bürgermeister Reiche mit den 22 nach der Reformation eingezogenen Hufen der Spandauer Nonnen. 26 Jahre später brach ein Vermögensverfall der Familie Reiche herein und 1590 nahm der Kurfürst die Hufen an sich, nachdem Berlin vergeblich versucht hatte, sie zu gewinnen. Dann erlöschen die urkundlichen Nachrichten, die wohl im dreißigjährigen Kriege verloren gegangen sind. Zur Zeit des Großen Kurfürsten war der Geh. Kriegsrat v. Grumbkow Besitzer eines Teiles von Rosenfelde, nach seinem Tode 1690 ging dieses in die Hände des Begründers der brandenburgischen Flotte, Benjamin Raules, über, der auch 1695 den Berliner Anteil für 2200 Mk. kaufte. Er erbaute ein Lustschloß, legte den Park an und feierte hier fröhliche Feste, an denen auch der Kurfürst oft teilnahm. „Der Kurfürst und was fürstlich heißt“, so reimte der Hofpoet v. Canitz, „haben jüngst beim Raule gespeist, mittags zu Rosenfelde.“ Als Raule 1698 in Ungnade gefallen und Rosenfelde landesherrlich geworden war, begann eine neue Glanzzeit für den Ort. 1700 wurde der Name in Friedrichsfelde umgeändert; vor kurzem hat man eine Straße in Friedrichsfelde nach dem alten benannt. Die Zeit nach 1700 hat Th. Fontane trefflich und eingehend geschildert; 1717 schenkte Friedrich Wilhelm I. Schloß und Park dem Markgrafen Albrecht Friedrich von Schwedt, einem jüngeren Sohne des Großen Kurfürsten (1717—31), während das Gut Staatsbesitz blieb. 1719 wurde das heutige Schloß erbaut; es hat seitdem nur geringe Veränderungen erlitten. 1720 wurde in Friedrichsfelde Ernst Gottlieb Woltersdorf, der fruchtbarste Kirchenliederdichter, den die Mark hervorgebracht hat, als Sohn des Pfarrers Lukas Woltersdorf, geboren; er starb 1761 als Geistlicher in Bunzlau; das Provinzialgesangbuch enthält noch eins seiner Lieder. 1726 führte Friedrich Wilhelm I. das sogenannte „Simultaneum“ in Friedrichsfelde gewaltsam ein, so daß hier Reformierte und Lutheraner gemeinsam den Gottesdienst besuchen und das Abendmahl genießen konnten. Die kirchlichen Einigungsbestrebungen, die zur Zeit des Großen Kurfürsten begannen und 1817 zum Ziele führten, fanden darin ihren eigenartigen Ausdruck. Albrecht Friedrichs Sohn Markgraf Karl (1731—1762), ein kunstsinniger Herr, baute das Schloß aus und legte den „Stucksaal“ und die schöne eichengeschnitzte Treppe an. Seine reichhaltige Gemäldegalerie wurde später verkauft. 1760 fielen die Russen unter Tottleben in Fr. ein und hausten hier 9 Tage. Karls Tochter, Elisabeth von Anhalt, verkaufte das Schloß 1762 an den Prinzen Ferdinand, den jüngsten Bruder Friedrichs des Großen (1762—65). Wie

erwähnt, wurden Ferdinands Söhne Louis Ferdinand und August hier geboren. Eine Tochter, Friederike Dorothee Luise Philippine, vermählte sich mit Heinrich Anton Radziwill. Dieser Ehe entsproß die Prinzessin Elisabeth v. Radziwill, die dem Herzen Wilhelms I. einst nahestand und am 27. September 1834 im Alter von 31 Jahren in Freienwalde starb. 1785 verkaufte Prinz Ferdinand das Schloß an den Herzog Peter von Kurland; 1799 kaufte der Ober-Hofbuchdrucker George Jakob Decker es, 1800 die Prinzessin Katharina von Holstein-Beck, vermählt mit dem russischen Fürsten Bariatinski, 1816 Karl Sigismund v. Treskow. In der Holstein-Beckschen Zeit besuchte die Königin Luise das Schloß mehrmals; doch ist ihr Bildnis erst durch die Familie v. Haeseler in den Besitz der Treskows gelangt. Von 1814/15 lebte König August Friedrich von Sachsen als Gefangener in Friedrichsfelde. Mit der Besitznahme durch Herrn v. Treskow, der 1826 auch das Gut kaufte und das nach ihm benannte Vorwerk Karlshorst anlegte, begann für Friedrichsfelde die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, der auch unter der Herrschaft des Sohnes Karl Sigismunds v. Treskow und seines Enkels, des jetzigen Besitzers anhielt. Der landwirtschaftliche Betrieb wurde zur Blüte gebracht, und seine Erzeugnisse fanden in Berlin guten Absatz. Der Vorortverkehr hob sich in ungeahnter Weise; der Ortsteil Karlshorst entwickelte sich ganz bedeutend. 1890 hatte Friedrichsfelde 5000 Einwohner, 1900 schon 10 000 und 1910 gar 20 000. Die 1884 angelegte Karlshorster Rennbahn beeinflußt den Fremdenverkehr in günstiger Weise; der Ort reckt und streckt sich nach allen Seiten, und viele Bauern, die sich natürlich längst „Gutsbesitzer“ nennen und nennen lassen, haben die Hälfte des Weges zum „Millionenbauer“ zurückgelegt, denn die Bodenwerte steigen von Jahr zu Jahr. O. Monke.

Kleine Mitteilungen.

Der Russengeneral Fermor in Frankfurt a. Oder. (Aus handschriftlichen Aufzeichnungen eines Frankfurter Arztes). In dem bekannten Bieder-Gurnikschen Buche „Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankfurt a. O.“ findet sich auf Seite 85 folgender Satz: „Am 15 August 1758 war mit beispielloser Barbarei durch den russischen General Fermor die Festung Küstriningeäschert worden.“ Man könnte hieraus entnehmen, daß Fermors hervorstechendste Eigenschaft die Barbarei gewesen sei, und doch zeigen die Aufzeichnungen, die der Frankfurter Arzt Dr. J. G. Krünitz hinterlassen hat, den General in einem so anderen Lichte, daß es die Gerechtigkeit verlangt, auch diese Stimme einmal zu hören.

Dr. Krünitz betitelt seine Aufzeichnungen „Eine Ehrenrettung der russischen Armee“ und beginnt seine Erzählung mit der Schilderung des russischen Übergangs über die Oder im Anfang des Monats August 1759. An einem Montag, so berichtet Krünitz, morgens gegen 9 Uhr, wurde die Stadt Frankfurt durch einen von einem Trompeter begleiteten russischen Offizier, von Bülow, vor der aufgezogenen Zugbrücke aufgefordert, sich zu übergeben. „Ich befand mich, nebst dem Kommandanten, dem Magistrat und einigen Professoren am Brückentore.“ Kommandant von Arnim lehnte das Begehren des Russen ab. Letzterer bewilligt eine halbe Stunde Bedenkzeit und bemerkte, daß er am Tage vorher als Bauer verkleidet in Frankfurt umhergewandert und ganz genau über die Stärkeverhältnisse der Garnison unterrichtet sei. Der russische Offizier fügte hinzu, daß bei abschlägiger Antwort, die Stadt mit Bomben beworfen werden sollte. Trotzdem nun auf Anraten des Magistrats, um die Stadt zu schonen, die Garnison die Stadt verließ, setzte doch das Bombardement punkt 10 Uhr ein. Die ersten drei Bomben waren mit Sand gefüllt und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß größeres Unheil verhütet wurde. Der erste Schuß fiel von der auf dem Judenberge errichteten Batterie; er schlug in die Tuchmacherstraße ein und tötete ein auf der Straße gehendes Kind. Die zweite Bombe war auf die Oberkirche gerichtet und fiel auf die Amtswohnung des Stadtmusikus. Sie zerschmetterte das Dach und richtete „auf der Dachstube unter den musikalischen Instrumenten und Noten eine traurige Verstimmung und klägliche Zerstörung an.“ Ehe die dritte Bombe in Aktion trat, hatte der Magistrat die Stadt übergeben.

Nun rückte russische Kavallerie sowie Infanterie in die Stadt ein. General Fermor befehligte das Corps und gab auch den Auftrag, der abgezogenen preußischen Garnison nachzusetzen. Letztere wurde nach heftiger Gegenwehr gefangen genommen. General Fermor quartierte sich in der Oderstraße „zwei Häuser von meiner Wohnung“ ein und ließ seine Soldaten auf dem Markt biwakieren. Den besiegten Major von Arnim behandelte Fermor mit größter Zuvorkommenheit und ließ ihm auch seinen Degen zurückgeben.

Und nun schreibt Krünitz wörtlich: „Die strenge Manneszucht, die der General Fermor bei der Garnison beobachten ließ, die religiösen Gesinnungen, die er in Gesprächen äußerte und das teilnehmende Vergnügen, welches er an gelehrten Unterhaltungen bezeugte, wovon ich sehr oft Augen- und Ohrenzeuge zu sein das Glück hatte, machen sein Andenken unvergeßlich. Auch in der spätesten Nacht konnte ich mitten durch die auf dem Markte gelagerten Russen ohne Gefahr meinen damals überhäuften praktischen Geschäften nachgehen Am anderen Tage war Sonntag und wohnte General Fermor dem Gottesdienste bei. Schon um 7¹/₂ Uhr erschien er in der Sakristei und befahl dem Inspektor, nach der Predigt das Gebet, welches er ihm in die Feder diktieren wolle, zu tun. Da der Inspektor wegen schwacher und zitternder Hand nicht schreiben konnte, übernahm ich das Geschäft. . . .

Das Gebet lautete:

„Da wir, o Gott, nach Deinem weisen und unerforschlichen Rate, uns jetzt unter dem Schutze der großen Kaiserin von Rußland be-

finden: so flehen wir demütigst zu Dir, walte mit Deiner Gnade über ihr, vermehre das Glück ihrer Waffen, erhalte und befestige ihren Thron, schenke uns aber auch einen baldigen und dauerhaften Frieden; so wollen wir Deinen Namen loben und Dir danken in Ewigkeit.“

Die vom Feinde geforderte Geldkontribution war nicht leicht aufzubringen, und so übernahmen denn einige Magistratspersonen die Mühe, von Haus zu Haus die Einwohner zu bitten, in Ermangelung baren Geldes, Sachen von Werte herzugeben. Es wurde auch wirklich ein ansehnlicher Vorrat zusammengebracht „wazu ich vier silberne Eßlöffel, sechs Kaffeelöffel und meine und meiner Frau Schuhschnallen beigetragen hatte.“ Als diese Sammlung dem General Fermor auf dem Rathause vorgelegt wurde, sagte er: „Nach Kriegsmanier verlangen wir Geldkontribution, aber Räuber sind wir nicht. Diese Sachen sollen sogleich einem jeden wiedergegeben werden“ — welches auch geschah.

Krönitz erzählt nun in ziemlicher Breite noch mehrere Züge, die durchaus einen gewissen Edelmut des „Barbars“ Fermor erkennen lassen. Es dürfte also wohl an der Zeit sein, das Urteil über General Fermor einer ihm günstigen Revision zu unterziehen.

Rudolf Schmidt, Eberswalde.

Deutsch-wendisch-slawisch. In den Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg (30. 4. 1910) teilt Herr Karl Wilke mit: „In einer Urkunde des Markgrafen Otto IV. und Waldemar von Brandenburg, am St. Georgstage 1308 zu Prenzlau ausgestellt, in welcher diese die ihnen gehörigen Fischereigerechtsame auf der Oder dem Kloster Chorin übertragen, welche den beiden „Slavendörfern“ Ober- und Unter-Liepe und dem Kietz unserer getreuen „Wenden“ zu Oderberg beilagen, in dieser Urkunde werden das „Eleffnette“, die Povarde, die Vlote, die Rösen als das bekannte Geräte der Kleinfischerei vermerkt. Es sind das alles echt niederdeutsche Bezeichnungen für die Fischereigeräte . . . und befremden diese im Gegensatz zu den „Slaven“ und „Wenden“, die sie sich seit alters selber verfertigten und wahrscheinlich auch in ihrer Mundart benannten und benutzten . . . Bei der Zähigkeit . . . wäre selbst ein schneller Umschwung in alten Gerätenamen undenkbar.“ Herr Wilke kommt dann auch auf Grund gleicher niederdeutscher Benennungen, so elver-net bei englischen Flußfischern zu der „Annahme, daß die in mittelalterlichen märkischen, pommerschen und mecklenburgischen Urkunden gebrauchten Unterschiede zwischen „deutsch-wendisch-slawisch“ einen anderen Wortsinn als heute haben. Diese Unterscheidungsmerkmale waren rein wirtschaftlicher Natur und keine nationalen, in dem Sinne vielleicht, wie man heute von „polnischer“ Wirtschaft sprechen kann, ohne damit polnische Abstammung zu identifizieren.“

W. v. Schulenburg.

Märkischer und altnordeuropäischer Wolfsglaube. Neun Tage vor Weihnachten tuteten früher die Dorfhirten „den heiligen Christ“ oder „Weihnachtsmann“ vom Himmel herunter. Ein alter Mann wußte noch oder einige (Kreis Teltow), daß ehemals die Alten gesagt haben: „Das haben sie der Wölfe wegen getan. Die konnten das Tuten nicht vertragen und sind gewichen“, usw., wie von mir früher mitgeteilt wurde.¹⁾ Ich habe diese Überlieferung sonst nicht weiter vorgefunden, doch berührt sie sich, wohl arisch, mit dem alten Werwolfglauben der nordeuropäischen Völker.

Die Letten²⁾ nannten den Christabend „Tanzabend“, oder auch wohl „Bluckwareker (Bluckwarcka), d. h. Blocksabend, weil sie die Gewohnheit hatten einen großen Block an bastenen Stricken bei ihren Umgängen mit sich zu ziehen und ihn nachher unter mancherlei Freudenbezeugungen zu verbrennen“. Um diese Festzeit „pfl egten sie auch den Wölfen auf den Kreuzwegen eine Ziege zu opfern, damit sie ihrem Viehe nicht schaden möchten. . .“ Sie „nannten den Monat December Wilku-Mänes oder Monat der Wölfe und verlegten in die Christnacht hauptsächlich die verderbliche Wirksamkeit der Wehrwölfe“. Wie auch Olaus Magnus (1555), den Pfingsten anführt, berichtet: „In festo nativitatis Christi sub noctem, statuto in loco, . . . tanta luporum ex hominibus diversis in locis habitantibus conversorum copia congregatur“ . . . und was einen Einblick in die alte Hauswirtschaft gewährt, in die Bierkeller der Bewohner einbrechen und Bier und Met austrinken, „cellaria cerevisiarum ingrediuntur, ac illic aliquot cerevisiae aut medonis tonnas epotant“, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Wölfen unterscheiden.

In dem sehr lehrreichen Buche:³⁾ Der Bauer in der deutschen Vergangenheit von Adolph Bartels zeigt nach einem Nürnberger Flugblatt ein Bild die Hinrichtung eines Bauern aus „Bedbur“ bei Köln der sich täglich 7 Stunden in einen Werwolf verwandelte, 13 von ihm getöteten Kindern das Hirn ausfraß, bis ihm ein Nachbar „ein Dapen“ abschlug, der wieder zur Hand wurde, wodurch die Zauberei herauskam. Der Bauer wurde aufs Rad geflochten, gezwickt, der Kopf ihm abgehauen und der Rumpf verbrannt. So geschehen nach dem Flugblatt i. J. 1589.

W. v. Schulenburg.

Die wendische Krone. Im Berliner Lokal-Anzeiger (218. 1910) findet sich die Mitteilung, die dann wohl in Fachkreisen bekannte Tatsache wäre: „Die berühmte „wendische Krone“, nach der der Orden der beiden Großherzogtümer genannt ist, die auch, als von Gold, mit grüner Schmelzarbeit bedeckt und mit einem Smaragd geschmückt dargestellt, als Zier des vornehmsten Helmes des Mecklenburg-Schweriner Wappens auftritt, ist in Wirklichkeit nichts anders, als ein bei Trechow ausgegrabener Bronzereif aus der sogenannten „jüngeren Bronzezeit““. Hier also derselbe Vorgang, nur sehr stark geschichtlich verwertet, der so oft in der Mark nachgewiesen

¹⁾ Brandenburgia, Archiv 11. 1904, 38.

²⁾ E. A. Pfingsten, Über die Feste der alten Letten, Mitau 1843.

³⁾ Monographien zur deutschen Kulturgeschichte von Steinhausen, Leipzig 1900.

werden kann, daß die Volksüberlieferung von einem wendischen König, seinem Schloß, Schmuck, Sarg, Grab, von wendischen Gräbern u. d. redet und Gebildete es noch immer nachschreiben, während es sich fast immer um vordringende, oft vielleicht gerade um germanische Überreste handelt. Noch im vorigen Jahr fand sich in einer großen Berliner Zeitung wiederum die Geschichte vom „heimlichen Wendenkönig“. Auch sollte man bei Neuauflage älterer wertvoller Werke (bis 1870 und später) die in der Zeit liegenden Irrtümer dieser Art in Anmerkungen berichtigen, womit der Wertschätzung des Verfassers kein Abbruch geschieht, damit die Leser nicht immer von neuem mit den Irrtümern genährt werden.

W. v. Schulenburg.

Vordringen des Slawentums in der Mark. Nach Zeitungsberichten hat man die Absicht, im Regierungsbezirk Frankfurt eine Gesellschaft zu gründen „zur Förderung der inneren Kolonisation“, weil „nach amtlicher Feststellung schon jetzt 9 Prozent der Bevölkerung der Gutsbezirke des Regierungsbezirks Polen sind. Durch Vermehrung der deutschen Bevölkerung soll dem Vordringen des Slawentums Einhalt getan werden.“ In Deutschland bringen alljährlich, infolge der Landflucht in die Großstädte und Industrieorte, auf den Dörfern eine halbe Million Ausländer und zwar meist slawische Landarbeiter die deutsche Ernte ein; ohne diese Hülfe würde die Ernte verkommen. Im ganzen sollen in Deutschland jährlich eine Million ausländischer Arbeiter tätig sein. Bin ich recht berichtet, sind in den Rheinisch-Westfälischen Industriebezirken bereits 300 000 Polen ständig, Frauen und Kinder mit einbegriffen. Nach der „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ (II, 87) wurden bei der Volkszählung 1905 13734 Russen in der Provinz festgestellt die „zum vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt“ sich veranlaßt sahen, Es scheint also, daß wir einer zweiten Verslawung entgegen gehen, wie sie, bereits einmal im früheren Mittelalter zur Zeit der (wendisch-) slawischen Herrschaft in Norddeutschland und teilweise auch in Mittelddeutschland bestanden hat.

W. v. Schulenburg.

Lausitz-serbisch (wendisch) und nordfriesisch. Bei wendischen Kindern der Lausitz fand ich den Abzählreim beim Zeckspielen (1879): „Opka, popka, pera, para, puf, ene, bene, Dunke, Funke, Rabe, Schnabe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Ule, Bule, Ros“. Konrad Schwenk¹⁾ hat: „Ene, Wene, Dunke, Funke, Rewe, Schnewe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Welle, Bube, Ruß“, (erklärt: „Riesen, Wanen, Sterne, Funken, Regen, Schnee, Tiefe, Tiefe, Käsenapf, wilde Buben, Ruß“ und sieht in diesem „merkwürdigen Denkmal“, in Anlehnung an die nordische Weltkuh Audhumla und den Urraum Ginnungagap (den gähnenden Abgrund), den Inhalt einer Dichtung über die Erschaffung der Welt ähnlich der Völuspá). Die märkischen Kinder zählen ab: „Ene, mene. Minken-Mäken“, auch „Ene, bene Mienchen..“

¹⁾ Mythologie der Germanen 1855, 351.

Íbel di Bibel di buf“, auch „ober, bober, puf.. picke, packe pei“, in der Lausitz die serbischen Kinder: „Ekkku, dekkku, naklakaŋe, z tymi tŋimi kónikami.. eku, deku wen¹⁾“. Auf Sylt verwandelte sich der Meeremann Ekke Nekkepenn in einen friesischen Öndereersken und freite um ein schönes Zwergenfräulein. Aber sie gab ihm einen Korb und sang höhnisch in der Sprache der Unterirdischen: „Ene, mene mei, Akel, Dakel, Dummeldei. Ülwer, Bülwer, bop. Din uald Quop, Ekke, fat: Bundis Kat“ (nach Hansen²⁾: „Einer (ist) mein, (den ich) mag, Akel, Dakel, Dummeldei. Wölfe, Hunde (bleiben) oben. Du alte Quappe, Ekke, bekommst: Bundis Katze“. Dorret Bundis war ein Mädchen, und die Braderuper steckten dem Ekke später eine tote Katze in seine Höhle, und warfen tote Kälber und Hunde nebenbei, weshalb die Stelle noch Aasthal (Asdääl) heißt, und sagten: „Das ist Bundis Katze, mit der kannst Du Dich verheirathen.“ Ekke aber, dem Zwergenfräulein böse, rief ihr zu, den Rücken kehrend: „Järe miare, gud Frinjer, Pik Pak wegh! (Ehre, mehre gute Freunde; Pickpack weg“).³⁾ Friesische Zwerge sangen: „Ene, pene Sippe, see! Appel, Dappel, dunre nee! . . (eine feine Sippschaft, seht! Appel Dappel donnere nicht!“)

W. v. Schulenburg.

Das „Plusmacher“-Haus. Wenig bekannt dürfte sein, daß das Haus Jägerstraße 21, an der Ecke des Gendarmenmarktes — heute das Heim der königlichen Seehandlung — an eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte des Berliner Hofes erinnert. Der sonst so sparsame König Friedrich Wilhelm I. baute es in dieser damals sehr bevorzugten Lage für den „Plusmacher“ Eckhart; er ließ es sogar vollständig ausstatten und ausmöblieren, trotzdem er zu der Zeit, es war wenige Monate vor seinem Tode, bereits sehr leidend und zu Ausgaben und Gnadenbewilligungen äußerst wenig geneigt war. Aber Eckhart hatte es dem König angetan. Über der Persönlichkeit dieses unstreitig hochbegabten, bald als Genie gefeierten, bald als Charlatan verschrienen Mannes schwebt immer noch ein gewisses Dunkel. Er soll ursprünglich Blaufärber und Marktschreier gewesen sein und es ausgezeichnet verstanden haben, Kapaunen zu mästen. Aber nicht mit diesen damals ziemlich brotlosen Künsten lenkte er die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms auf sich, sondern durch die Fertigkeit, das Rauchen

¹⁾ Gesprochen eku, decku; lausitz-serbisch wen = raus, heraus.

²⁾ Peter Hansen (1803–1879), Schullehrer und Organist in Keitum, innig vertraut mit seinem friesischen Volkstum und rühmenswürdiger Heimatforscher, nur bedrückt von dem Gedanken an den bevorstehenden Untergang Sylts durch die Nordsee, veröffentlichte Friesische Sagen (1858, 3. Aufl. 1895), Uald Söldring Tialen, Chronik der Friesischen Uthlande (1877) u. a. m. Beiträge von ihm in Müllenhofs Sagen von Schleswig-Holstein.

³⁾ Auch als Sylter Seefahrer verwandelt, freite er um Jinge van Rantum, die er durch aufgesteckte goldene Fingerringe und eine Halskette band und nur freigeben wollte, wenn sie seinen Namen sagte. Diesen hörte sie dann an der Thorseecke (Töörhorn) auf Hornum, wo der Meermann im Berge sang: „Jk jit Ekke Nekkepenn . . En dit weet nemmen üs ik alliining“, wie die gleiche Sage vom Nix aus dem Kreise Teltow mitgeteilt wurde in der Brandenburgia XVIII, 25.

von Kaminen abzustellen. Man muß sich dabei erinnern, daß die Ofentechnik der damaligen Zeit miserabel war und selbst die fürstlichen Schlösser unter der Rauchplage zu leiden hatten. Eckhart muß wirklich etwas von der Sache verstanden haben, denn der Berliner Volksmund nannte ihn den „Kaminrath“ und Benekendorf (Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I.) erzählt noch 1787, es würde eine bestimmte Art Kamine „noch als anjetzt die Eckhartschen Kamine“ genannt. Der König war um so entzückter, als sich Eckhart noch dazu erbot, durch Verbesserung der Heizungsanlagen die Erträge der königlichen Domänenbrauereien zu steigern und überhaupt auf den Fiskalbetrieben ein „Plus“ herauszuwirtschaften. In der Tat gelang es ihm, der den Titel eines Kriegs- und Domänenrates und bald darauf mit dem Orden de la générosité den Adel erhalten hatte, durch allerhand freilich recht gewaltsam-fiskalische Mittel den Ertrag der Amtsbrauereien nicht unbedeutend zu steigern, in Potsdam zum Beispiel um 12½ Prozent, in Pommern um 14 000 Reichstaler. Aber er kam mit dieser Profitschnüffelei natürlich in schärfsten Konflikt mit Kammer und Generaldirektorium, die endlich die Entscheidung des Königs anriefen. König Friedrich Wilhelm, den die „Plusmacherei“ völlig für Eckhart eingenommen hatte, war über diesen Widerstand seiner höchsten Behörden empört; er wollte den Kammerpräsidenten v. d. Osten und den Kammerdirektor Reinhardt selbst in Gegenwart Eckharts verhören, ob sie etwa „aus bösen Absichten“ so renitent wären. Sollte er sie schuldig finden, so wolle er ein Exempel statuieren, „dergleichen in 25 Jahren noch nicht geschehen ist“. „Ich werde die Sache selber hören“, schrieb er in eigenhändiger Kabinettsorder. „Ist es eine Intrigue der Kammer, werd ich Reinhardt und Osten von unten auf rädern — von rechtswegen. Dazu bringen sie mir. Dan dieses Russchisches Verfahren ist von mein gusto. Aber fiat Exempel. Ich habe genug gewarnet. Es hat nits geholfen“. Die beiden Leiter der kurmärkischen Kammer vermochten sich zwar soweit zu rechtfertigen, daß sie nicht gerädert wurden, aber Eckhart sonnte sich nach wie vor in der Gunst des Königs, der ihm jetzt das schöne große Haus baute. Aber wenige Monate später starb Friedrich Wilhelm. Der junge neue König, der Eckhart in den Mémoires à l'histoire de Brandebourg als „une espèce d'Adepte qui faisait de l'or pour le Souverain, aux dépens de la bourse de ses Sujets“ bezeichnete, kassierte sofort die „dem Eckhart erteilte, von ihm aber nicht ganz verdiente Donation“ und schenkte das Haus dem Etatminister v. Boden. Das Volk war damit wenig einverstanden, denn Boden galt auch als ein „Plusmacher“, und der Berliner Gassenwitz prägte bald ein Spottlied, das mit den Versen begann: „Dieses Haus ist reformiert, — Einem Plusmacher prädestinieret . . .“ Jedoch Eckharts Berliner Laufbahn war zu Ende; seine späteren Schicksale in der Fremde bleiben ungewiß. Aber das Haus Markgrafenstraße 21 hieß noch lange später das „Plusmacherhaus“. (Berl. Volks-Zeitung No. 309 vom 6. Juli 1910.)

Georg Wiese-Berlin.

Die Frage der Patina auf Bronzegüssen ist in den Großstädten, besonders auch in Berlin, eine wichtige ästhetische und konservatorische. Alle Bemühungen, einen allen Ansprüchen genügenden Edelrost auf natürlichem oder künstlichem Wege zu erreichen, haben fast überall mit Fehlschlägen geendet.

In der Sitzung der Kunstdeputation des Berliner Magistrats vom 4. Juni 1910 wurde dies Thema, insbesondere auch der heftige Angriff erörtert, welchen der Wirkliche Geheime Rat Dr. Wilhelm Bode in einem Artikel der „Woche“ vom 21. Mai gegen die städtische Kunstdeputation in der Frage der Reinigung der Berliner Bronzedenkmäler gerichtet hat. An der Hand der in dem Artikel mitgeteilten tatsächlichen Behauptungen wurde festgestellt, daß sie, soweit sie sich auf die städtische Kunstdeputation beziehen, jedenfalls falsch sind, und allgemein bedauert, daß sie ohne genauere Nachprüfung ihrer Richtigkeit von so hervorragender Stelle vorgetragen werden. Daß die Kunstdeputation, wie in dem Artikel behauptet wird, die Denkmäler gelegentlich der Unterhaltung und Reinigung künstlich patinieren, anstreichen und malen läßt, ist falsch. Bode berichtet ein von ihm selbst begegnetes Erlebnis am Kaiser Friedrich Denkmal und übersieht dabei, daß dieses Denkmal garnicht von der Stadtgemeinde, sondern von der Staatsverwaltung unterhalten und gereinigt wird. Gewissenhafter als dieser Artikel ist die Kunstdeputation in dieser Frage verfahren. Freilich hat sie, ebenso wenig wie Bode ein bestimmtes Verfahren anzugeben imstande ist, trotz einer im Jahre 1898 veranstalteten Umfrage bei einer großen Anzahl Sachverständiger u. a. der Königlichen Erzgießerei in München (L. v. Müller), Siemering u. a. sichere Wege, die zu dem erstrebten Ziele führen könnten, bisher gefunden. Seit jener Zeit läßt sie die Bronzedenkmäler, die ihrer Unterhaltung unterstehen, monatlich einmal mit reinem Wasser abspülen und außerdem jährlich einmal mit Ammoniakwasser (im Verhältnis 1 : 10) reinigen. Daneben wurde versuchsweise die Reinigung einzelner Bronzebildwerke ihren Schöpfern übertragen. So reinigte Siemering das Standbild der heiligen Gertraud durch Abreiben mit Schmirgelpapier und Schafwolle, Herter die Figuren an der von der Heydtbrücke mit grüner Seife. Da alle diese Verfahren nicht befriedigten, ist seit mehr als einem Jahre der Firma Gladenbeck, die in etwa 120 Städten die Reinigung von Denkmälern besorgt, als ein Versuch die Reinigung des Hardenberg-Denkmal, des Roondenkmals und der Gruppen auf der Moltkebrücke übertragen worden, sie reinigt im Trockenverfahren mit verschiedenen Stahlbürsten. Die Kunstdeputation, der diese Frage sehr am Herzen liegt, verfolgt mit Sorgfalt alle diese Versuche.

Auf die Herstellung der Denkmäler, deren Legierung und Ziselierung für die Frage der Patinierung von Bedeutung ist, hat die Stadtgemeinde freilich in vielen Fällen keinen Einfluß. Es handelt sich oft um Bestellungen, die nicht die Stadtgemeinde, sondern ein Komitee in Auftrag gibt.

E. Friedel.

Fragekasten.

N. W. Wilde Truthühner in der Mark. Auf Ihre Anfrage erwidere ich, daß die Versuche, den in Nordamerika einheimischen wilden Truthahn (sogen Bronzeputer, wegen des dunkelbronzefarbenen Gefieders) in Norddeutschland einzubürgern, schon lange und mit Glück angestellt werden. Ich traf z. B. wilde Truthühner schon in den achtziger Jahren v. Jahrh. auf dem Herrn von Homeyer gehörigen Gut Murchin, Kreis Anklam. Daß die Versuche in der Provinz Brandenburg derartig geglückt sind, um auf Truthühner die Jagdgesetze auszudehnen, möge die nachfolgende, kürzlich für den Kreis Teltow publizierte Verordnung dartun.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc., verordnen auf Grund des § 50 der Jagdordnung vom 15. Juli 1907 (Gesetzsammlung S. 207) für den Geltungsbereich dieses Gesetzes, sowie auf Grund des § 14 des Wildschongesetzes vom 14. Juli 1904 (Gesetzsammlung S. 159) für den Umfang der Provinz Hannover, was folgt:

Artikel I.

Bronzeputer oder wilde Truthühner (Trutwild) werden zu jagdbaren Tieren erklärt.

Artikel II.

§ 1.

Mit der Jagd zu verschonen sind:

- a) Truthähne vom 15. Mai bis 15. Oktober;
- b) Truthennen vom 1. Januar bis 15. Oktober.

Die im vorstehenden als Anfangs- und Endtermine der Schonzeiten bezeichneten Tage gehören zur Schonzeit.

§ 2.

Aus Rücksichten der Jagdpflege können durch Beschluß des Bezirksausschusses die Schonzeiten für Truthähne und Truthennen verlängert oder auf das ganze Jahr ausgedehnt werden.

Die hiernach zulässige Abänderung der Schonzeiten darf für den ganzen Umfang oder nur für einzelne Teile des Regierungsbezirkes, die Abänderung für die einzelnen Teile desselben Regierungsbezirkes in verschiedener Weise erfolgen.

Artikel III.

Mit einer Geldstrafe von 30 Mark wird bestraft, wer während der Schonzeit ein Stück Trutwild erlegt oder einfängt.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann die Geldstrafe bis auf 5 Mark für jedes Stück ermäßigt werden.

Artikel IV.

Im übrigen finden die Vorschriften der Jagdordnung vom 15. Juli 1907 und des Wildschongesetzes vom 14. Juli 1904 auf das Trutwild gleichmäßige Anwendung.

Artikel V.

Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Wilhelmshöhe, den 9. August 1910.

(L. S.) Wilhelm. Beseler. Frhr. v. Schorlemer.
v. Dallwitz.

L. I. 11019. Veröffentlicht.

Berlin, den 17. September 1910.

Der Landrat. v. Achenbach.

1524 brachten die Spanier die Pute (*Meleagris gallipavo* L.) von Florida nach Europa. Hier erhielt das Tier, wie üblich bei amerikanischen Einführungen, einen irreleitenden Namen: türkisches Huhn oder kalekutischer Hahn. 1541 wurde das Tier in England schon in den besseren Familien gern verspeist. Seit 1542 bürgerte sich der Vogel langsam in Deutschland ein, ebenso allmählich in Frankreich, wo es noch als besondere Leckerei erwähnt wird, daß er 1570 auf der Hochzeitstafel Karls IX. paradierte. — Johannes Leunis sagt vom Puter: „Dumm, zänkisch; rote Gegenstände und scharfes Pfeifen bringen ihn zum Kullern. Fleisch sehr schmackhaft.“ — Durchaus zutreffend, rühmend möchte ich die Mutterliebe und das erzieherische Talent der Mutter Pute hervorheben. Unser Freund Dr. Carl Bolle ließ auf der Insel Scharfenberg seine jungen Hühner, Enten und Puten nicht selten durch sorgsame Putenmütter führen. Auch möchte ich den trefflichen Federschmuck insbesondere des Hahnes erwähnen, den unsere Damen als Putzgegenstand auszunutzen verstehen. —
E. Friedel.

Was sind Verkehrt-Dörfer? U. A. Mitglied Rektor Otto Monke beantwortet diese Frage also: Verkehrt-Dörfer nennt der Volksmund solche Ortschaften, in denen der Kirchturm nicht westlich der Kirche angebracht ist. Es ist noch heute Sitte, daß man die Toten so begräbt, daß die Füße nach Osten gerichtet sind. Auch das Hauptschiff der Kirche zeigt gewöhnlich die Richtung von Osten nach Westen; der Turm steigt am Westgiebel empor, und am entgegengesetzten Ende des Kirchenschiffs befindet sich der Altar. Die Abweichung von der Regel hat verschiedene Gründe; in dem haveländischen Dorfe Lietzow bei Nauen hatte die 1860 abgebrannte Kirche aus architektonischen Gründen einen Südturm; denn sie lag an der von Osten nach Westen führenden Straße. Das architektonische Bild einer Kirche ist aber dann am wirksamsten, wenn der Beschauer in Richtung ihrer Längsachse vor dem Turme steht. Beim Neubau wurde jedoch die Kirche der Straße parallel gestellt, und der Name „Verkehrt-Lietzow“ fiel nach und nach der Vergessenheit ebenso anheim wie die Bezeichnung „Verkehrt-Ladeburg“ für den bei Bernau gelegenen Ort, wo man den Ostturm durch einen Westturm ersetzte, so daß nun die Kirche der Hauptstraße den Rücken zukehrt. In Lindow, das die Brandenburgia am 11. September 1910 besuchte, soll

dagegen der schlechte Baugrund zur Anlage eines Ostturms Veranlassung gegeben haben; daher läßt sich hier die Sache nicht gut ändern, und der Spitzname „Verkehrt-Lindow“ muß ertragen werden. Bereits der märkische Forscher Bekmann hat auf die „Verkehrt-Dörferr“ aufmerksam gemacht und in seiner historischen Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg (Berlin 1751) ihrer acht genannt

E. T. Ueber die Betonung der Namen Savigny und Chamisso ist für den Kundigen kein Zweifel. Bei beiden Namen ruht der Ton auf der ersten Silbe, also Sávigny, nicht Savígný, wie man fälschlich unzählige Male auf der Berliner Stadtbahn hört. (Bestätigt durch Aussage eines lebenden Mitgliedes der Familie von Savigny.) Ebenso Chámisso, nicht Chamíссо. In der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin am 11. Juni 1902 ist im Anschluß an einen sehr interessanten Vortrag L. Geigers über nachgelassene Papiere des Dichters Chamisso auch die Aussprache seines Namens erörtert worden. Der Berichterstatter der Nationalzeitung vom 14. Juni bemerkt über diesen Punkt: „Nebenbei einigte man sich dahin, daß die landläufige (?) Betonung des Namens Chamisso auf der zweiten Silbe unstatthaft sei; ursprünglich liege der Ton natürlich auf der letzten Silbe des französischen Namens (als ihn der Dichter gelegentlich einmal griechisch schreibt, accentuiert er ihn auch demgemäß), doch komme eine schwebende Betonung dem Gebrauch in Chamissos engeren Kreisen am nächsten“. Zu dem engeren Kreise gehörte der bedeutend jüngere Franz Freiherr von Gaudy, dessen schönes, in Neapel entstandenes Gedicht auf den Tod seines väterlichen Freundes K. Fulda in seinem, sonst wenig ausgiebigen Buche „Chamisso und seine Zeit“ (Leipzig 1881) S. 244 flg. mitteilt. In der vierten Strophe heißt es:

Es wiegte sich wie auf tiefblauem Spiegel
In sel'ger Sicherheit das schwanke Boot. —
Da zuckt der Blitz. — Ein Brief — ein schwarzes Siegel —
Woher? — Von Hause. — Chámisso ist tot!

Ebenso in der Schlußstrophe:

— Um des Vesuvs in Schlaf gewiegten Krater
Verschwamm das letzte müde Abendrot —
Ich weinte still: Mein einz'ger Freund, mein Vater,
Mein Chámisso, mein Chámisso ist tot!

Damit wird die verlangte Betonung bestätigt.

Stettin.

G. Knaack.

Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. — 17. Jahrg. 2. Heft.

Da ich mit 2 Söhnen Adelbert von Chamisso's auf dem Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin zusammengewesen bin und noch jetzt mit Nachkommen des Dichters verkehre, so kann ich die Richtigkeit der vorstehenden Angaben des Herrn Professor Dr. Georg Knaack-Stettin persönlich bezeugen.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.